4ter Jahrgang. 1stes Quartal.

Wochenblatt für das Fürstenthum Oels.



Ein Volksblatt zur Erheiterung, Unterhaltung, Belehrung und Nachricht.

(Druck und Verlag der Herzogl. Hof- und Stadtbuchdruckerei zu Oels.)

No. 13. Freitag, den 24. März. 1837.

Verwünschter Frühling!

Dort sah ich sie, dort drüben an dem Fenster!
Oft stundenlang blieb ich beseligt stehn.
Ich konnte zwischen den entlaubten Zweigen
Des Lindenbaums nach ihr hinüber sehn;
Es konnten unsre Grüsse sich begegnen,
So lang noch blätterlos die Linde war: —
Verwünschter Frühling, arger Freudenstörer,
Warum erscheinest du so früh dies Jahr?

Du hast den Zweig mit Blättern nun umhüllet
Und undurchdringlich ist die grüne Wand.
Leb' wohl, du schöne Zeit, wo ich dort drüben
Am Fenster Morgens meine Eos fand!
Sie fütterte, verstohlen nach mir blickend,
Der Wintervögel heimathlose Schaar: —
Verwünschter Frühling, arger Freudenstörer,
Warum erscheinest du so früh dies Jahr?

Wärst du, verwünschter Frühling, nicht gekommen,
So säh' ich noch, wie sie sich Morgens hebt,
Gleich einer Grazie von ihrem Lager
Und wie sie zephyrleicht durch's Zimmer schwebt:
Ich sähe noch, wie um den weißen Nacken
In Locken fällt das aufgelös'te Haar: —
Verwünschter Frühling, arger Freudenstörer,
Warum erscheinest du so früh dies Jahr?

O, neid'scher Frühling, wärst du nicht gekommen,
So stünd' ich jetzt nicht so verlassen hier,
So pilgerten die Grüsse meines Herzens
Noch ungestört und liebevoll nach ihr,
So blühten noch die duft'gen Opferblumen
Auf meines Glückes festlichem Altar: —
Verwünschter Frühling, arger Freudenstörer,
Warum erscheinest du so früh dies Jahr?

Den Winter, der dem Baum die Blätter raubet,
Ihn hab' ich gern. — Wenn sich der Nordwind regt,
So freu' ich mich und wenn das Schneegestöber
Mit kaltem Hauche an die Fenster schlägt.
Was nützen mir die Blätter und die Blüthen,
Und was der Himmel, unumwölkt und klar? —
Verwünschter Frühling, arger Freudenstörer,
Warum erscheinest du so früh dies Jahr? —

Der Jude.

(Aus den Denkwürdigkeiten eines Arztes.)

(Fortsetzung.)

Eduard hatte häufig bemerkt, daß während seiner Abwesenheit seine Bücher in Unordnung gebracht waren. Sein Verdacht würde auf den Bedienten gefallen seyn, welchem die Besorgung seines Zimmers übertragen war, wenn die Werke, welche er verlegt fand, von der Beschaffenheit gewesen wären, daß sie einen Menschen dieser Klasse hätten interessiren können. Vorzüglich war es ein Band des neuen Testaments, welchen er am häufigsten außerhalb des Bücher-Regals liegen fand.

Eines Abends bemerkte er, daß dieser Band von Neuem durchblättert worden, und sein Auge entdeckte auf dem Papiere vor der Bibliothek ein Frauenhalsband von beträchtlichem Werthe. Er errieth sogleich, wem es angehören könne, allein er konnte nicht begreifen, welches Interesse ein solches Buch für eine junge Israelitin haben könne.

Sollte er das Halsband sogleich der Tochter seines Beschützers wieder zustellen, oder warten, bis es ihm abverlangt werde? In beiden Fällen setzte er den Ruf Esthers, wie den seinigen, auf's Spiel. Nach reiflicher Ueberlegung beschloß er, solches zu behalten, bis er Gelegenheit finden würde, es dem jungen Mädchen selbst zu übergeben.

In seinen gewöhnlichen Ausflügen vermied er es, sowohl aus Gewohnheit, wie aus scheuer Ehrfurcht, dem Juden und seiner Tochter zu begegnen. Er wollte sich von dem Gesetze nicht entfernen, welches er sich selbst auferlegt hatte. Allein eines Abends, als er aus einer Allee trat, befand er sich ihr plötzlich gegenüber; und obgleich er durch ihre unerwartete Gegenwart ein wenig betroffen und schüchtern geworden war, zog er doch das Halsband aus der Tasche und überreichte es ihr mit folgenden Worten:

Ich glaube, mein Fräulein, daß dieses Halsband, welches ich so glücklich war zu finden, Niemand anders, als Ihnen angehören kann.

Ich danke Ihnen, mein Herr, antwortete Esther (es war das erste Mal, daß sie zu ihm sprach, mit einer so sanften Stimme, welche im Grunde seiner Seele wiedertönte); ich bin weit glücklicher, als ich es zu seyn verdiene.

Lächelnd nahm sie das Halsband, aber ohne auch nur ein Wort fallen zu lassen, welches ihn hätte glauben lassen können, sie wisse, wo er es gefunden habe. Eduard empfahl sich und setzte seinen Spaziergang fort.

Es war nun ein Jahr, seit der junge Mann bei Jakobi wohnte; seine Gesundheit fing an zu schwanken. Jakobi bemerkte es und richtete verschiedene, sehr theilnehmende Fragen an ihn. Eduard begnügte sich damit, zu antworten, daß seine Unpäßlichkeit unbedeutend sei. Eines Morgens indeß entsank die Feder seiner Hand und er wurde in der Bibliothek ohnmächtig. Da schien der Jude aus seiner stoischen Gleichgültigkeit zu erwachen, und er ließ dem jungen Manne alle nur erdenkliche Sorgfalt angedeihen.

Eduard wurde auf sein Bett getragen. Eine Stunde darauf hielt ein vierspänniger Wagen vor meiner Thür (erzählt der Arzt), und ein Diener überreichte mir ein Billet von Jacobi, worin er mich dringend bat, ungesäumt zu dem Kranken zu kommen. Ich beeilte mich, seinen Wünschen Folge zu leisten, und nachdem ich die nöthigen Verordnungen gemacht hatte, begab ich mich in das Zimmer des alten Israelieen.

Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Er schien heftig aufgeregt. Ungeduldig, zu wissen, was ich von dem Kranken halte, befragte er mich mit einer Lebhaftigkeit, die mich in Erstaunen setzte.

Herr Jakobi, erwiederte ich, ich darf Ihnen nicht verbergen, daß die Symptome beunruhigend sind.

Ach, rief er mit bewegter Stimme: Gott schütze diesen guten und braven jungen Mann! Seit einiger Zeit bemerkte ich es wohl, daß er auffallend blaß und mager wurde; allein er selbst zerstreute meine Befürchtungen und versicherte mich, daß er sich wohl befinde. Narr, der ich war! Warum traute ich seinen Worten mehr, als dem Zeugnisse meiner eigenen Sinne? Warum ließ ich ihn seine schwierigen Arbeiten fortsetzen, welche ihn vielleicht getödtet haben? —

Er beschwor mich, es ihm unverhohlen zu sagen, wenn ich es für nothwendig hielte, mir noch einen oder mehrere meiner Kollegen beizugesellen. Ich antwortete ihm, daß, wenn er Vertrauen zu einem andern Arzte habe, ich mich sehr gern mit demselben berathen würde, daß indessen die Krankheit, so langwierig und bedenklich sie auch seyn möge, doch keinesweges von einer schwierigen Beschaffenheit sei. In der That war es einer der seltenen Fälle, wo die Wiederherstellung des Kranken mehr von seiner Konstitution, als vom Arzte abhängt.

Eduards Zustand verschlimmerte sich sehr, er wurde so krank, daß ich ihn nicht mehr verlassen konnte. Der Jude kam nicht von der Seite seines Bettes; seine zarte Sorgfalt für den jungen Mann hätte mich in Verwunderung gesetzt, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß sie den Glauben zum Grunde habe, daß die anhaltenden Arbeiten, welchen er sich gewidmet, um ihm zu gefallen, seine Gesundheit untergraben haben.

Jakobi war nicht der Einzige im Hause, welcher

sich für den jungen Kranken interessirte. Der Schmerz Esthers war stumm, aber tief; oft sah ich sie ihre Blicke auf das bleiche Antlitz Eduards heften und darauf mit thränenvollen Augen das Zimmer verlassen, um uns den Schmerz zu verbergen, welcher ihr Herz brach.

Eduard ertrug seine Leiden mit einer Hingebung und einem Muthe ohne gleichen. Die bezaubernde Anmuth seines Charakters war noch hervorstechender unter den Leiden, welche er erduldete.

Endlich wurden die Symptome schrecklich; ich hielt es für meine Pflicht, Jakobi von der geringen Hoffnung, welche ich noch hegte, in Kenntniß zu setzen, und ihm zu sagen, daß es zweckmäßig sei, den Kranken mit seiner Lage bekannt zu machen. Jakobi war auf diese traurige Nachricht vorbereitet, aber er schien dennoch sehr ergriffen davon zu seyn.

(Beschluß folgt.)

Der Vaterschuß.

Erzählung von Leopold Schefer.

Wir reis'ten fort durch die Schweiz. Wie wir die göttliche Unordnung, die himmlischen Wagstücke der Natur, die Schweiz, erblickten, ward mein einsylbiger Freund beinahe stumm. Nur eines Abends sprach er: „Sehen Sie die bläulichen Krystallberge, die Pyramiden und Kegel und Spitzen, von Glase geblasen — ich weiß nur nicht, wo. Ich möchte sie umblasen! Die geschliffenen Stahlwände risse ich ein! Zusammengeknebelt müßte das Land seyn, dann gäbe es keine Abgründe, keine Klüfte. Ich gösse sie voll mit kaltem Eise, den blauen Duft bliese ich von den Gipfeln, wie den blauen Reif von Pflaumen; das Rosenroth machte ich aus schwarzen Rosen, und das Gold und den Schmelz machte ich mit Ruß; und den Schnee machte ich nicht zu rothem, sondern zu blutigem Schnee. So kalt könnte es bleiben."

„Dann reis'te Niemand mehr in die Schweiz," versetzte ich.

„Jetzt kann man reisen!" sagte er, „denn der ganze Wirrwarr ist doch nur eine ausgediente Theaterdecoration, etwa Tell's, Napoleon's, Hannibal's."

Als wir nun jenseits der höchsten Höhe nach Frankreich zu herniederstiegen, ließ mein Freund halten, und den Wagen immer hinunterfahren, dann nahm er mich allein und führte mich von der gebahnten Landstraße nach der Gegend links, wo sonst der alte Paß über den Berg geführt, bis an eine Felsenecke; darüber eine thurmhohe Wand, drunter ein schwindelnder, schroffer Absturz, im Grunde des engen, engen Thals, wie eines nur breiteren Felsenspaltes, ein schäumender Gießbach, dessen Geplätscher kaum herauf zu hören war.

„Hier ist mein Theater!" sprach er spottend. — „Jeder Held der Tragödie, der jetzt sein bretternes hat, hat einst sein natürliches gehabt. Aber betrügt Jemand den Menschen, so betrügt ihn die Natur durch sich, ihre Art und Weise, und wieder durch Menschen. Was heut so nöthig scheint, unumgänglich ist und der höchste Verstand, das ist morgen schon Unsinn, Ueberfluß, lachenswerth! Heut ertrinkt Jemand auf der Furth durch den Strom — morgen ist eine Brücke gebaut und fertig. So geht es auch mit der Brücke über dem Stro-

me der Zeit. Auch Napoleon ersoff darin und wird von seinen Feinden ausgelacht, daß er ersoffen. Die heutige Zeit ist kein Product, höchstens ein Educt, der Wegwurf der Gegenwart. Jede Zeit wächst aus ihrer eignen Kraft und nährt sich nur nothdürftig mit von dem alten Auswurf und Moder. Nur etwas Altes geht in der neuen Zeit auf aus der alten: die in einer engen, unscheinbaren Saamenkapsel verschlossene Erfahrung; die Erfahrung sieht aus wie Asche und wird von Verständigen still bei der Aussaat zu den zwei unsterblichen Saamen der Menschheit gemischt, und diese zwei Saamen sind: Freiheit und Glück! Einzelnes, ja Tausendfältiges und Hunderttausendfaches könnte verloren seyn, es dürfte nicht da, nicht dort geschehen seyn, und die Welt war ohne das eben so gut das Froße, alleinige Elendthier aus der Urzeit, so elend wie jetzt. Napoleon könnte ein paar Schlachten weniger geschlagen haben, und er lag eben so gut und eben so schlecht in seinem schwarzen Moordenkmal, wie jetzt. Aber als er galt, als ein Wort von ihm dem Strom der Zeit gebot und ihm Ufer brach; als es ein Soldatenevangelium war, bei Verlust von Ehre und Leben; als hunderttausend große Kinder das Spiel aufgriffen und spielten mit ihren eigenen Knochen, was das große Kind aufgebracht — da war es erlaubt, mit ein Narr zu seyn, und etwa zu glauben: wenn wir hier über die Alpen wären, dann wären wir über alle Berge.

Doch die Begeisterung ist vielleicht das einzige wahre Glück der Völker — ein heiliger Brautstand, und diese duftende Blüthe des Lebens ist seine schönste Frucht. O wie waren wir begeistert, als wir hier über die Alpen zogen und im Geiste schon, wie in einem künftigen Kapitel der Weltgeschichte lebten! O wie lachten wir in der hellen Gegenwart, wie in einer alten verschneiten Vergangenheit die Nachwelt aus! O Herr, lacht nicht! So können nicht Alle lachen! dazu gehört Verstand, Einsicht in die immer offene Welt. Wer Unsterbliches thun will, muß wie ein Unsterblicher leben und sterben, denn der Tod gehört zum Leben, nicht wie sein zweiter Theil, sondern wie neunundneunzig Theile zu Einem, wie ein völlig mannbar ausgewachsener Baum zu seinem Saamenkorn. Die Natur nun hatte uns eben betrogen, einen Streich ihrer Art gespielt — die Alpen waren zum Verzweifeln verschneit; aber Bonaparte nahm nicht die auf die Rutschbank der Jahre hinaufgerutschten, alten, wacklichen, halbtodten Graubärte zu Generalen — so lange er noch klug war — sondern die hinaufstrebenden, feurigsten, kräftigsten jungen Männer. Ich war damals nur erst Oberst; aber mir gab er zwei Regimenter hier über die Alpen zu führen, und zwar die ersten. Und die erste Compagnie derselben gab ich wiederum meinem erstgebornen Sohne, meinem geliebten Achill, denn ich liebte ihn, weil ich ihn ehrte; denn in seiner blühenden Jugend war er schon Hauptmann.

Sehen Sie, dort drüben auf dem schmalen Pfade unter der steilen Felswand, die hinaufragt bis über die Wolken, schaufelte die erste Compagnie. Weg, weg durch den Schnee, durch das Felsenlabyrinth; denn ein Soldat muß Alles thun, was im Kriege der Armee und ihm selber nöthig ist: Thüren und Fensterladen ausheben und die schlechte Straße im Dorfe damit verbessern; Dörfer anzünden auf dem Rückzuge vor dem Feinde; kurz, bekannte Sachen. Hier hieß es nur: ein

tapferer Soldat seyn, tapfer schaufeln! Ich trieb von unten die Heerde hinauf in die Berge; Schaf den Schafen nach. Vor Schneegestöber sah man die Sonne nicht, und kaum zehn Schritte um sich her. Statt des Kuhreigens hörte ich diesmal nur die Freiheitslieder der wackern Schützen; denn die Instrumente waren eingefroren, alle Finger waren krumm und steif vor Kälte, und über und über beschneit, sahen die Menschen aus, wie selber von Schnee, nur die Backen waren roth und die Augen blitzten. So befahl ich den Vorüberziehenden, indem ich seitwärts am Wege immerfort um einen Pfahl lief, um nicht zu erfrieren. — Das war meine Tapferkeit. —

Nach einiger Zeit holte mich mein Adjutant hinauf „vor Ort." Er sagte kein Wort, als: ich sei nöthig. Die Gesänge schwiegen. Nur einen dumpfen Ausruf hatte ich gehört. Die Gesichter, bei denen ich vorüberkam, sahen mich ernst und gespannt an. So Viele es vermochten, wälzten sich in gedrängtem Zuge mir nach. Sie wußten Etwas! Nichts Gutes, sonst hätten es Einige hier in der Freiheit der Wildniß mir nachgerufen, wenn sie es sich auch nicht getraut hätten, ihrem gestrengen Herrn Oberst in's Gesicht zu sagen."

(Fortsetzung folgt.)

Chronik.

Kirchliche Nachrichten.

Am heiligen Osterfeste predigen zu Oels:

am ersten Festtage:

in der Schloß- und Pfarrkirche:

Früh $5\frac{3}{4}$ Uhr . . . Herr Probst Teichmann.
Vormittag $8\frac{1}{4}$ Uhr: Herr Superint. u. Hofpr. Seeliger.
Nachmttg. $1\frac{1}{2}$ Uhr: Herr Diakonus Schunke.

In der Probstkirche:

Mittags 12 Uhr: Herr Diakonus Krebs.

Am zweiten Festtage:

in der Schloß- und Pfarrkirche:

Früh $5\frac{3}{4}$ Uhr. . . . Herr Probst Teichmann.
Vormittag $8\frac{1}{4}$ Uhr: Herr Sup. u. Hofpr. Seeliger.
Nachmttg. $1\frac{1}{2}$ Uhr: Herr Diakonus Schunke.

In der Probstkirche:

Mittags 12 Uhr: Herr Probst Teichmann.

Wochenpredigten:

Dienstag den 28. März, Vormittag $8\frac{1}{2}$ Uhr, Herr Diakonus Schunke. (Stiftspredigt.)

Geburten.

Im März.

Den 5. zu Oels, Frau Henr. Aug. Wahnert, geb. Crispino, eine Tochter, Franziska Rosalie Ida.

Den 8. zu Oels, Frau Fleischermeister Wolff, geb. Krause, eine Tochter, Emma Maria Mathilde.

Den 9. zu Pischkave, Kreis Oels, Frau Schullehrer Strauß, geb. Neyer, einen Sohn, Ernst Theodor Htrrmann.

Den 14. zu Oels, Frau Schankwirth Mann, geb. Kuschel, eine Tochter, Emilie Louise Albertine.

Todesfälle.

Im März.

Den 16. zu Oels, die verw. Frau Pastor Beh-nisch, geb. Böhm, an Alterschwäche und Lungenlähmung, alt 68 J. 16 T.

Den 18. zu Oels, Herr Carl v. Spiegel, Lieutenant im 6. Landwehr-Kavallerie-Regiment und berittener Königl. Steueraufseher hierselbst, am Nervenschlage, alt 33 Jahre.

Den 19. zu Oels, des Uhrmacher Herrn Köllner Tochter, Maria Hermine Eugenie, an Abzehrung, alt 1 J. 6 M. 2 T.

Markt-Preis der Stadt Oels, vom 18. März 1837.

	Rtl.	Sg.	Pf.		Rtl.	Sg.	Pf.
Weizen der Schfl.	1	5	6	Erbsen	1	5	—
Roggen	—	19	—	Kartoffeln. . .	—	8	—
Gerste	—	17	9	Heu, der Ctr.	—	18	3
Hafer	—	12	3	Stroh, das Schck.	2	12	9

Inserate.

Trebnitzer Stadtblatt.

Eine Beilage

zu No. 13. des Wochenblattes für das Fürstenthum Oels.

Trebnitz, den 24. März 1837.

Eine Stunde im Leben.

(Beschluß.)

Der Schultheiß war von Haus aus ein armer Teufel; durch seine Sparsamkeit und seinen Fleiß hatte er sich ein ansehnliches Vermögen erworben. Er galt für einen Mann von ausgezeichneter Rechtlichkeit, von sanftem Charakter und von großer Frömmigkeit. Er war nicht gerade von Jugend auf so fromm gewesen. Es mochten ungefähr neunzehn Jahre seyn, als eine Mordthat geschah; man hatte keine Spur des Thäters entdecken können. Es war ein Knecht des Schultheißen, ein braver, treuer Kerl. Er that Jedem leid; zumeist aber seinem Herrn. Kein Mensch hatte sich einen Grund denken können, aus dem diese That hervorgegangen seyn sollte; der Mann war arm und hatte sein Leben lang mit Niemanden Händel gehabt. Aber neunzehn Jahre gingen vorüber, und Jeder hatte die Sache vergessen, bis auf den Schultheiß und die Frau des Getödteten. Man zeigte mir das arme Weib. Sie war schon alt; sie schien närrisch. Sie war mit schlechten, fast zerrissenen Kleidern bedeckt, die sie der Wohlthätigkeit des Schultheißen verdankte; sie stand beim Kreuze. Ihre Augen hatten jenen eigenen, unstäten Ausdruck, den aller Orten die Bewohner der Tollhäuser haben.

Die Stunde des Gerichts kam, und abscheuliche Trompetenstöße machten der ganzen Dorfwelt die Ankunft des gestrengen Richters kund. Der Schultheiß übergab ihm eine Papierrolle. In demselben Augenblicke stieß die arme Närrin einen Schrei aus und lief hinzu und setzte sich neben den Schultheiß. Man ließ sie gewähren. Der Richter erhob sich, entfaltete das Papier, und sagte mit ernster Stimme: „Kein Verbrechen ist begangen worden."

„Nein!" schrie das Weib, „das Papier lügt; der Tod meines Mannes steht nicht darauf."

„Sie hat Recht!" sagte der Schultheiß. „Viele Zeit ist seitdem vorüber. Gerade neunzehn Jahre, und die unselige Stunde ist's gerade."

„Ja," schrie die Wittwe, „es ist die Stunde, wo sein guter Engel von ihm wich, wo er nicht mehr unser Richter war, sondern meines Mannes Mörder! — Der Schultheiß ist's, den klag' ich des Mordes an meinem Manne an. Er hat mir und meinem Manne Gutes gethan, aber er ist der Mörder!"

„Sie ist seitdem närrisch geworden," sagte der Schultheiß ganz ruhig, „führt sie weg."

„Ich geh' nicht, und will nicht gehen! Ich fordere Gerechtigkeit! So heulte das arme Weib und wehrte sich mit aller Macht gegen die Fäuste, die sie anpackten.

„Gutes Weib," sagte der Kreisrichter mit mitleidigem Tone, „du hast den Verstand verloren."

„Ihr müßt mich hören!" schrie das Weib.

„Ihr müßt sie hören!" schrieen die Freibauern.

„Die Sache ist unangenehm," sagte der Richter. „Es ist meine Pflicht, die Anklage zu hören. Bestehst du darauf? Hast du Beweise?"

Da fing die Klägerin an zu reden, und wahrlich nicht wie ein närrisch Weib. Ich staunte über die Beredsamkeit, ja über die Schärfe des Verstandes, die sich in ihren Worten zeigte. Sie führte unzählige zusammentreffende Umstände an; Thatsachen, die gerade keine Beweise, aber Wahrscheinlichkeiten enthielten. Sonderbar war's, sie konnte nichts, durchaus nichts Ueberzeugendes aufbringen, und doch schien Jeder überzeugt, so lange sie redete.

Der Richter hatte das Weib aufmerksam angehört; der Angeklagte war ruhig und bewegungslos. Ich, als Fremder, den die ganze Sache nichts anging, war voll Grausens und Schreckens. Das Weib hatte sich in seiner eignen Heftigkeit erschöpft; der Richter begann: „Bewahre uns der Himmel vor solchen Thaten, wie du erzählst, gute Frau! Ich werde die Verhandlungen beginnen. Man schreibe die Anklage nieder."

Ein Gemurmel durchlief das Gedränge der Zuhörer; während eines kurzen Augenblicks erblaßte das Gesicht des Angeklagten. — Der Schreiber verlas die Vorladung. Der Richter indessen redet freundlich mit der Wittwe und fragte sie über ihren Mann aus, über seine Gewohnheiten, seinen Charakter, sein Alter.

Welche Haare hatte dein Mann?

Schwarze.

Sein Hut?

Breitrandig.

Sein Kittel?

Blau.

Die Alte antwortete sehr verdrießlich und zuletzt gar nicht mehr.

Ich selbst wunderte mich über diese Fragen.

Während dieses vorging, hörte man bei den Umstehenden manches Wort, über das der Schultheiß gewiß wieder erblaßt wäre, wenn er's gehört hätte. Er blieb aber ruhig; nur Einigemale zuckten seine Nerven, als würde er ungeduldig, daß eine so alberne Anklage so ernst betrieben wurde.

Der Richter forderte feierlichen Tones den Schultheiß im Namen des allmächtigen Gottes auf, zu erklä-

ren: ob er sich schuldig erkenne. Ich weiß nicht, ob das greise Alter des Richters, ob das Ergreifende der Anklage meine Seele blendete, aber es schien mir, als falle ein Sonnenstrahl herab auf das graue Haupt und umschimmere es mit heiliger Würde. Alles war still. Der Angeklagte selbst schien schmerzlich ergriffen, allein er antwortete mit fester Stimme: „Ich bin nicht schuldig!"

„Gieb Beweise, Weib," sagte der Richter.

„Beweise?" schluchzte sie. „Bin ich nicht eine arme Wittwe und mein Mann ermordet?"

„Ich muß," sagte der Richter, „alle Förmlichkeiten erfüllen. Weil denn das Weib keinen Zeugen unter den Menschen hat, der für sie Zeugniß gebe, so blase, Trompeter, daß der Zeuge Gottes erscheine."

Der Trompeter blies. Der Angeklagte blieb ruhig. „Macht Platz," sagte der Richter laut; „macht Platz dem Zeugen!"

„Welchem Zeugen?" schrie der Schultheiß erzitternd.

„Dem Manne dort im blauen Kittel, breitrandigem Hute und schwarzen Haaren!"

„Er kommt aus dem Grabe zurück!" schrie das Weib laut auf.

Aller Augen blickten hin; aber man sah nichts.

Der Angeklagte war in Ohnmacht gefallen. Der Richter entblößte sein Haupt, kniete nieder, sprach ein Gebet zu Gott, und alles Volk sank mit ihm auf die Kniee. Und als der Angeklagte sich wieder erholt hatte, bekannte er das Verbrechen. „Ich will kein Mitleid," sagte er. Und doch habe ich nur im Zorn gehandelt; ich habe ihn in der Wuth, nicht mit Absicht umgebracht; ach! genug schon hat mich die unselige Stunde gekostet, wo ich nicht mehr der Richter war, wo mich mein guter Engel verließ. Es war die einzige Stunde in meinem Leben, und sie hat mein ganzes Leben ausgefüllt."

Meine Entschlüsse, wenn ich alt werden sollte.

Vor allen Dingen will ich kein junges Mädchen heirathen, und mich mit jungen Leuten in keinen vertrauten Umgang einlassen, wenn sie es auch noch so sehr wünschen und verlangen sollten.

Ich will nicht verdrießlich, mürrisch und mißtrauisch werden.

Ich will mich nicht über anderer Menschen Lebensart, Verstand, Kenntnisse und Witz aufhalten, noch über Sitten, Moden und Gebräuche spotten.

Nie eine Geschichte oder Anekdote dem nämlichen Menschen zweimal erzählen.

Ich will mich hüten, geizig zu werden.

Ich will weder den Anstand, noch die Reinlichkeit aus den Augen setzen, damit ich nicht durch mein zurückstoßendes und unsauberes Wesen mißfalle.

Ich will nicht übertrieben streng in meinen Urtheilen über junge Leute seyn, sondern ihren jugendlichen Schwachheiten und Verirrungen Nachsicht schenken.

Ich will klatschhaften Dienstboten kein Gehör geben, noch mich von ihnen beherrschen lassen.

Ich will nicht zu freigebig mit meinem guten Rathe seyn, und ihn Keinem unverlangt aufdringen.

Ich will nicht zu viel, auch nicht mit mir selbst sprechen.

Mich nicht meiner jugendlichen Blüthe oder Stärke, oder der damaligen Damengunst rühmen.

Nicht auf Schmeicheleien hören und mir einbilden, daß mich noch ein junges Frauenzimmer lieben könne, und alle Erbschleicher mit Verachtung von mir entfernen.

Nicht zu bestimmt etwas behaupten und halsstarrig auf meiner Meinung bestehen.

Ich will gute Freunde bitten, mir zu sagen, welche von diesen Vorsätzen ich nicht zur Ausführung gebracht und worin ich sie versäumt, und mich darnach bessern.

Schließlich will ich aber nicht behaupten, daß ich alle diese Regeln beobachten werde, aus Furcht, keine davon zu erfüllen.

Anekdoten.

Einem Bauer gab sein Beichtvater auf, zur Buße eine Wallfahrt zu einem entfernten Gnadenbilde zu thun. „Ach, Euer Hochwürden," entgegnete der Sünder, „ich will lieber hier beten, so bleibt die Andacht doch im Lande."

Eine Frau, die gefährlich krank lag, stammelte aus dem Gesangbuche den Vers:

Komm, o Tod, des Schlafes Bruder,
Komm, und führe mich nur fort! —

Ihr Mann stand unten an der Bettstelle und betete mit thränenden Augen:

O du großer Gott erhöre
Was dein Kind gebeten hat.

Ein abgesetzter Landrichter fragte die Bauern, wie sie mit ihrem neuen Landrichter zufrieden seien. — „Je nun," sagte Einer, „neue Schuhe drücken." — Ein Anderer setzte hinzu: „die alten thatens auch, wenn wir sie nicht schmierten."

Zwei lustige Brüder begegneten einst einem Müller und indem sie ihn in ihre Mitte genommen hatten, frugen sie ihn: „Was bist du wohl am meisten, ein Schelm, oder ein Dummkopf?" — „Ich bin so zwischen Beiden," entgegnete der Gefragte.

Ein Edelmann hatte einen ungeheuren Stammbaum angefertigt. Auf der dritten Folioseite war am Rande bemerkt: „Um diese Zeit ungefähr wurde die Welt erschaffen."

Lessing fuhr mit einem Freunde über Land. Unterwegs kamen sie bei einem Galgen vorbei, wo kurz vorher ein Verbrecher aufgehängt worden war. Der Reisebegleiter forderte Lessing auf, dem Gehängten schnell eine Grabschrift zu machen. Lessing sah ernst nach dem Galgen und deklamirte: „Hier ruht er, wenn der Wind nicht geht."